



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die soziale Frage im Reichslande. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die soziale Frage im Reichslande.

1.



ei uns giebt es keine Sozialdemokratie. Die Humanität der oberelsässiger Arbeitgeber hat die Arbeiter zufriedengestellt. Die wirksamste Bekämpfung des Sozialismus liegt in der Nachahmung der Müllhäuser Institutionen." So ließ sich 1878 Herr Johann Dollfuß, Fabrikant und Protestler, im deutschen Reichstage vernehmen, als hier von den Parteien das Sozialistengesetz erörtert wurde. Es war eine stolze Behauptung, die Bewunderung und Neid erwecken konnte, wenn sie begründet war. Sie wurde jedoch sehr bald durch Thatfachen widerlegt, indem bei den Wahlen 1881 Liebknecht 462 Stimmen erhielt, und indem schon drei Jahre nachher im Lande der angeblich gelösten sozialen Frage 3111 sozialdemokratische Wahlzettel abgegeben wurden, obwohl die Agitation auf polizeilichen Widerstand gestoßen war und nur wenige Tage gewährt hatte. Also doch, sagte man sich. Trotz der humanen Arbeitgeber, trotz der musterhaften „Institutionen“ Unzufriedenheit! Wie kommt das? Wäre es bloß Undankbarkeit, bloß Verblendung durch Vor Spiegelungen von Wählern, wenn Tausende von Arbeitern lieber einen von ihrer Klasse, als dem menschenfreundlichen Herrn Dollfuß die Vertretung ihrer Interessen übertragen wollen? Lassen wir uns das Rätsel von der Schrift Heinrich Herkners: Die oberelsässische Baumwollenindustrie und ihre Arbeiter lösen, welche vor kurzem (Straßburg, bei Trübner) erschienen ist und welche die nicht bloß von Dollfuß, sondern auch von anderer Seite gerühmten Müllhäuser Einrichtungen und Zustände einmal mit der Fackel der Wahrheit beleuchtet. Der Verfasser ist ein Schüler Brentanos, sein Buch bildet das vierte Heft der „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Grenzboten IV. 1887.

Seminar der Straßburger Universität," die Abschnitte derselben, welche die Gegenwart behandeln, beruhen fast durchgehends und in allen Hauptsachen auf eigener Beobachtung oder zuverlässigen Mitteilungen solcher, welche der Sache nahe stehen, und nichts läßt vermuten, daß der Sammler und Bearbeiter dieses Materials irgendwelchen Grund gehabt haben könnte, einseitig zu verfahren, das Gute zu verschweigen, das Schlimme zu übertreiben und überhaupt Partezwecke zu verfolgen. Er macht vielmehr allenthalben den Eindruck, gewissenhaft gesucht und geprüft und sorgfältig gewogen und gezeichnet zu haben. Und nun geben wir in möglichst ausführlicher Weise die Hauptzüge des Bildes wieder, das er uns von der Lage der Arbeiter im Oberelsaß und zunächst in Mülhausen entwirft.

Mülhausen ist mit seinen 70 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt im Reichslande und mit seinen 23 000 Arbeiter beschäftigenden 86 größeren industriellen Unternehmungen nach Berlin, Chemnitz und Elberfeld-Barmen die bedeutendste Fabrikstadt Deutschlands. Neben der Baumwollenindustrie sind jetzt auch die Rammgarnspinnerei, die Tuchmacherei, die chemische und die Metallindustrie hier zu hoher Entwicklung gelangt. 120 hochragende Schloten hüllen die Stadt an Werktagen in schwarzen Steinkohlenqualm. Manche von den Fabriken sind wahre Riesenanlagen. Die Maschinenbaugesellschaft beschäftigt 3027, die Firma Dollfuß-Wieg 2900, Schlumberger Söhne 1460, Tournier und Glück 949, Karl Wieg 869, Köchlin und Schwarz 846 Arbeiter. Gehen wir mit dem Verfasser zunächst in die Arbeitsräume dieser Fabriken. In den meisten sind jetzt infolge des Unfallversicherungsgesetzes die Maschinen so aufgestellt, daß der Durchgang zwischen ihnen gefahrlos ist, und die Zahnräder sowie die Transmissionen sind mit Schutzvorrichtungen versehen. Dagegen läßt die Temperatur und Ventilation vielfach zu wünschen übrig, und so ist selbst in den am besten eingerichteten Spinnereien die Luft stark mit Baumwollenfäserchen geschwängert, die sowohl der Lunge als dem Magen schaden. Da ferner eine warme und zugleich feuchte Luft den Spinnprozeß vorteilhaft beeinflusst, so wird Dampf in die Arbeitsäle gepumpt, und dies steigert die Temperatur darin bis zu dreißig, ja zuweilen bis auf fünfundvierzig Grad Celsius. Die Folge ist, daß die Arbeiter häufig an Rheumatismus erkranken. In den Druckereien entwickeln die hier verwendeten Chemikalien, besonders die Anilinfarben, atembeklemmende Gase, und in den Trockenkammern herrscht eine Hitze von fünfzig Grad Celsius. In den mechanischen Webereien wütet infolge des Auf- und Abschießens der Schützen ein geradezu betäubender Lärm. Schon der bloße Aufenthalt in den Fabriken muß auf Geist und Körper höchst nachteilig wirken; dazu kommt aber noch eine zu lange Arbeitszeit, sowie das beständige Stehen und die ununterbrochene geistige Aufmerksamkeit der Arbeiter während derselben. In der Regel arbeiten sie täglich 12½ Stunden, indem sie zunächst von 6½ Uhr morgens bis Mittag tätig sind. In dieser ganzen Zeit giebt es nur von 8 bis 8 Uhr 10 Minuten

eine Pause zu einem Imbiß, wobei aber die Maschinen im Gange bleiben, sodaß von einer eigentlichen Ruhe nicht die Rede sein kann. Die Mittagspause dauert von 12 bis 1 Uhr, dann wird ohne Unterbrechung bis 7 Uhr abends fortgearbeitet. Das ist die Regel, aber es kommen Ausnahmen im guten wie im schlechten Sinne vor. Häufig wird die Arbeitszeit an Sonnabenden bis 10 Uhr verlängert, namentlich in den Druckereien von Oktober bis April, und bei gutem Geschäftsgange wird des Sonntags sogar die ganze Nacht hindurch gearbeitet und so die Erholung der Tagesstunden wieder zu nichte gemacht. Überdies kürzt man in solchen Fällen auch die Ruhepausen ab. Ein sehr angesehenes Etablissement bei Mülhausen beschränkt dann die Mittagspause auf eine Viertelstunde. Die Spinnereien und Webereien arbeiten hie und da gewöhnlich nur 11 $\frac{1}{2}$, aber bei zahlreichen Bestellungen auch 12 $\frac{1}{2}$ bis 13 $\frac{1}{2}$ Stunden. Viele von den Leuten können dann wegen zu weit vorgerrückter Zeit den Heimweg nicht mehr antreten, und so schlafen sie in den Arbeitsälen. Die Fabriken beschäftigen eine große Anzahl von Kindern unter vierzehn, jungen Burschen von vierzehn bis sechzehn Jahren und weiblichen Arbeitskräften. Mit Ausnahme der Kinder, welche eine bis zwei Stunden weniger arbeiten, werden alle gleich lange beschäftigt wie die Männer und wie diese zur Nachtarbeit herangezogen. Strenges Einhalten der Arbeitszeit wird durch scharfe Geldstrafen erzwungen. Eine Verspätung um fünf Minuten wird mit 12 bis 40 Pfennigen gebüßt. In einigen Etablissements straft man erst die Versäumnis, welche fünfzehn oder zwanzig Minuten übersteigt, dann aber mit 60 Pfennigen, ja einem halben Tagelohn. Daneben bestehen noch viele andre Strafen, die zu steter Aufmerksamkeit und Anspannung nötigen. Ein Fabrikherr nimmt seinen Leuten schon, wenn sie während der Arbeit miteinander sprechen, 20 bis 40 Pfennige ab. Daß dem Akkordarbeiter für fehlerhafte Leistungen Lohnabzüge gemacht werden, ist ganz in der Ordnung, wenn ihn selbst die Schuld dabei trifft; sehr oft aber hat er Mängel zu büßen, die in der Beschaffenheit des ihm gelieferten Rohmaterials ihre Ursache haben oder von der Unvollkommenheit einer Maschine herrühren. Sehr geklagt wird über die grobe Behandlung der Arbeiter durch ihre Chefs, Direktoren und Werkmeister, namentlich aber über die schmachvolle Art und Weise, wie letztere ihre Macht über die Arbeiterinnen benutzen, um sie zu Opfern ihrer Lüste zu machen. In manchen Fabriken verkehrt der Chef mit seinen Arbeitern gar nicht. In andern können sie ihm zwar ihre Beschwerden vortragen, aber Erfolg hat dies niemals. So sind sie der Willkür der Beamten preisgegeben, welche, um sich die Gunst ihres Herrn zu erwerben, dessen Vorteil rücksichtslos verfolgen, auch vielfach durch Lantimebefolgung interessirt sind. Die Fabrikordnungen werden einseitig vom Arbeitgeber festgestellt, und obwohl der Arbeiter nach den Bedingungen derselben zu arbeiten hat, giebt man ihm kein Exemplar davon in die Hand, das er mit Bedacht lesen könnte. Indes legt er wenig Wert darauf, da die Bestimmungen, unklar und dehnbar wie sie sind, ihn zu

nichts berechtigten und nur im Interesse des Fabrikanten abgefaßt sind. In einer dieser Fabrikordnungen z. B. heißt es in Artikel 10: „Die Tarife der Akkordlöhne werden nach den Umständen festgesetzt und in den Werkstätten angeschlagen. Jeder Arbeiter ist gehalten, sich denselben zu unterwerfen.“

Damit sind wir bei den Lohnverhältnissen angelangt. Die von Herkner mitgeteilten Lohnsätze lassen sich ungefähr dahin zusammenfassen, daß ein tüchtiger Arbeiter erster Klasse jährlich 1050, ein gewöhnlicher Hilfsarbeiter 750, eine erwachsene Arbeiterin 600, männliche jugendliche Personen 420, weibliche 360, Kinder endlich 300 Mark verdienen, wobei arbeitslose Zeiten und Abzüge wegen Fehlern u. a. nicht berücksichtigt sind. Stellt man dem das Budget gegenüber, welches den Bedarf einer Familie, bestehend aus Mann, Frau und drei noch nicht arbeitsfähigen Kindern darstellt und für Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Krankenkasse, Steuern und Schulgeld, endlich für verschiedenes, wie Getränke, Tabak und unvorhergesehene Ausgaben, in Summa 1620 Mark ansetzt, so ergiebt sich sofort, daß auch die am besten bezahlten Mülhäuser Arbeiter ihre Familien von ihrem Lohne allein nicht in der Weise erhalten können, welche nach den hier verbreiteten Begriffen für erträglich gilt. Um den Fehlbetrag zu decken, muß die Frau mitarbeiten, oder die öffentliche Armenpflege Zuschüsse liefern, oder der Bedarf auf den Betrag des Lohnes herabgedrängt werden. Ist die Frau den Tag über wie der Mann vom Hause abwesend, in der Fabrik thätig, so kann sie nicht kochen, waschen und die Kinder pflegen, sie muß dafür fremde Hilfe haben, und das erhöht wieder den Bedarf. Die vorhandenen Kinderasyle lindern das Übel, beseitigen es aber nicht. Sie nehmen die Kleinen erst von ihrem dritten Lebensjahre und nur bis zum Eintritte der Schulpflichtigkeit auf, und sie gewähren ihnen nicht schon so zeitig am Morgen und nicht so spät am Abend noch, wie die Mutter sich ihnen entziehen muß, Unterkunft und Aufsicht. So kann man sich nicht wundern, wenn man in den Arbeitervierteln Mülhausens massenhaft schulpflichtige Kinder in einem Zustande unbefreiblicher Verwahrlosung antrifft, und wenn die Sterblichkeit der dortigen Arbeiterkinder im ersten Lebensjahre früher achtunddreißig bis vierzig Prozent betrug. Als der Chef des Hauses Dollfuß=Mieg 1862 bestimmte, daß in seiner Fabrik beschäftigte Wöchnerinnen sechs Wochen den vollen Lohn erhalten sollten, falls sie sich während dieser Zeit nur dem Haushalte und der Pflege des Kindes widmeten, sank die Sterblichkeit der Kinder seiner Fabrikarbeiterinnen rasch auf vierundzwanzig bis achtundzwanzig Prozent. Später kam ein Wöchnerinnenverein zu stande, von welchem Arbeiterinnen (gegen einen Beitrag von fünfzehn Centimes für vierzehn Tage) nach ihrer Niederkunft vierundfünfzig Franken erhalten, doch nur unter der Bedingung, sich sechs Wochen der Fabrikarbeit zu enthalten. Neuerdings trat noch das Krankentassengesetz hinzu, welches ihnen drei Wochen lang Unterstützung gewährt. Seitdem zeigen die statistischen Tabellen ein langsames Herabgehen der Sterblichkeitsziffern.

Der verderbliche Einfluß der Fabrikarbeit auf den weiblichen Organismus giebt sich vornehmlich in der Anzahl der Totgeburten kund. In den Kantonen mit Landwirtschaft treibender Bevölkerung betragen sie drei bis vier, in Mülhausen fast sechs, in den Industriedörfern des Amarinthales fast sieben und im Kanton Schierlach über acht Prozent der Geburten. Vor der Annexion verbesserte der Arbeiter sein Einkommen vielfach dadurch, daß er seine Kinder schon im zartesten Alter in die Fabrik schickte. Das deutsche Unterrichtsgesetz verbietet ihm das jetzt; denn er darf sie nach demselben erst der Schule entziehen, wenn sie das zwölfte Lebensjahr überschritten haben. Der Speisezettel des Arbeiters lautet: früh Milchkaffee und Brot, mittags ein wenig Fleisch mit Kartoffeln oder anderm Gemüse, abends wieder Milchkaffee und Kartoffeln. Die Beschaffenheit dieser Kost kann kaum verringert werden. Höchstens kann statt Kuhfleisch Pferdefleisch für das Mittagmahl in Ansatz gebracht werden. Eine Minderung des Postens im Budget ist nur hinsichtlich der Menge zu erreichen, und dazu giebt es ein billiges Mittel: man täuscht sich über das Bedürfnis nach hinlänglicher Nahrung durch Genuß von Schnaps hinweg, da Bier und Landwein zu teuer sind. Hinsichtlich des Bezuges der Lebensmittel ist der Arbeiter an die Kleinrämer gewiesen, die fast alle Bedarfsartikel führen. Alles wird auf ein Buch geholt, am Zahltage der Fabrik wird ein Teil der Schuld getilgt, der größere bleibt stehen, und das giebt ein Abhängigkeitsverhältnis, bei dem der Schuldner in Bezug auf Maß, Güte und Preis der Waare nicht mäkeln darf. Viel haben dazu die in Elsäßer Fabriken noch üblichen langen Zahlungsfristen beigetragen. Tritt der Arbeiter ein, so muß er dem Arbeitgeber eine zwei- bis vierwöchentliche Arbeitsleistung vorschießen. Meist mittellos, ist er dazu nur imstande, wenn ihm der „Epicier“ borgt, und so ergiebt sich gleich von Anfang an ein Schuldverhältnis, das man schwer wieder los wird. Nun haben sich allerdings in der letzten Zeit zu Mülhausen und in dessen Umgebung mehrere Konsumvereine gebildet, die gut gediehen sind und die Einlage mit zwölf bis siebenzehn Prozent verzinsen. Diese beträgt aber vierzig Mark, das übersteigt die Mittel der Fabrikarbeiter, und so beteiligen sich diese nur ausnahmsweise an solchen Anstalten, ihre Mitglieder gehören viel mehr dem Stande der kleinen Handwerker an.

Das Aussehen der Fabrikbevölkerung ist nach dem Vorhergehenden selbstverständlich im großen und ganzen kein erfreuliches, und es fällt um so mehr auf, wenn der Beobachter vor seinem Eintritte in die industriellen Gebiete des Elsaß in denen gewesen ist, welche Landwirtschaft treiben. Man erkennt dann deutlich, daß es nicht an dem alemannischen Stamme liegt, wenn die oberelsässischen Arbeiter, namentlich die Spinner, Weber und Drucker, der großen Mehrzahl nach einen sehr kümmerlichen Eindruck machen. Von der frischen, gefunden Gesichtsfarbe, dem kräftigen, oft herkulischen Körperbau und der Wohlgenährtheit der Landleute, denen man dort begegnete, ist unter den Fabrik-

kflaven der Städte und der ländlichen Etabliſſements nichts zu entdecken, und ebenso wenig trifft man hier das muntere, vergnügte Wesen an, welches den Stamm, wenn er unverdorben durch Überanstrengung und Entbehrung ist, bezeichnet. Bleiche Farbe, magere, eingefallene, verdrossene Gesichter, vorgebeugte Haltung und schlaffer Gang finden sich häufig schon bei jungen Männern. Nicht selten zeigen sich die Folgen des langen Stehens bei den Maschinen in Verkrümmungen der Beine und in Plattfüßen. Die physische Entartung des Stammes gewinnt einen deutlichen Ausdruck in den Ergebnissen des Erbsatzgeschäfts, welche die auf Seite 325 unsrer Schrift mitgeteilte Tabelle enthält. Die Unterschiede zwischen den Ausmusterungen in dem ländlichen Kreise Altkirch, in welchem auf 1000 Zivilpersonen nur 28 Fabrikarbeiter kommen, und dem Kreise Thann, wo deren auf die gleiche Zahl Zivilpersonen 222 fallen, springen sogleich in die Augen. Die Berichte der Kreis- und Kantonalärzte sind voll von Klagen über die Entartung der Bevölkerung in den Industriegegenden. Nicht nur daß Skrophulose und Lungenschwindsucht unter ihr verbreitet sind und daß diese Leiden geradezu als die „Geißel der Fabrikbevölkerung“ bezeichnet werden, auch die ansteckenden Krankheiten wie Typhus, Scharlach, Masern und Diphtheritis richten unter ihr weit mehr Verheerungen an, als unter den übrigen Klassen. Sene Ärzte verdienen wegen ihrer unermüdblichen und unerschrockenen Darlegung dieser Verhältnisse und ihrer Hauptursachen volle Anerkennung. Aber obwohl sie immer von neuem auf die gesundheitschädlichen Einflüsse der Art und Weise, wie in den Fabriken verfahren wird, hingewiesen haben, und der Ruf nach Einführung einer Fabrikinspektion, wie sie im übrigen Deutschland besteht, wiederholt ergangen ist, hat der Staat bisher in dieser Richtung noch nichts gethan. Besser als die Männer sehen die Mädchen aus, die in Fabriken beschäftigt werden. Man darf sie sich nicht als häßliche, nach Maschinenöl duftende, schmutzig und zerlumpt gekleidete Geschöpfe vorstellen. Sie sind durchweg reinlich angezogen. Besondere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Frisur. Ein kokett aufgestülptes Häubchen schützt die Haare während der Arbeit vor den herumfliegenden Baumwollensfasern. Bei denen, deren Familien schon jahrelang dem Fabrikarbeiterstande angehören, machen sich allerdings Zeichen der physischen Entartung bemerkbar, welche zu lange Anspannung in schlechter Luft und zu geringe Nahrung hervorrufen müssen. Aber weniger ist dies der Fall bei solchen, die ihre erste Jugend noch draußen auf dem Lande verlebt haben, als ihre Eltern noch hinter dem Pfluge hergingen und den Dreschflegel schwingen. Ihnen hat die Hitze und der Dunst der Fabriksäle noch keine Blässe angekränkelt, sondern nur einen zarteren Teint gegeben, und das lange Stehen und der Mangel an Schlaf und sonstiger Erholung haben in Betreff ihrer körperlichen Entwicklung noch nicht zu Schlawheit und gebeugter Haltung geführt, sondern dem ehemaligen Landmädchen nur schlankere und zierlichere Formen gegeben. Einen sehr widerlichen Anblick gewähren die Kinder.

Ihre gelblich graue, ins Grüne schimmernde Gesichtsfarbe, ihr ungeordnetes Haar, in welchem die schwarzen Zinger sich in verdächtiger Weise zu schaffern machen, die geflickten oder auch nicht geflickten Blusen und Hosen von Baumwollenzug erregen tiefes Mitleid. Aber schlimmer ist die geistige Vernachlässigung, die dem Mangel an jeder Beaufsichtigung entspringt. Die größeren laufen und graben stumpf im Staube oder Schmutze der Straßen herum. Das kleinste liegt in einem Korbwägelchen und ist zur Versorgung einem Schwesterchen überlassen, das selbst erst seit nicht langer Zeit ordentlich gehen gelernt hat. In den vorwiegend von Arbeitern bewohnten Gegenden Mülhausens wimmeln die Gassen von solchen Kindern. „Als ich — erzählt Herkner — das Waisenhaus besuchte, war ich erstaunt, wie vorteilhaft die hier untergebrachten elternlosen Geschöpfe in ihrem ganzen körperlichen und geistigen Wesen sich von der Mehrzahl jener unterschieden, deren Eltern zwar noch leben, aber nicht für ihre Kinder, sondern für die Fabrik.“

Von Gelegenheit für die Arbeiter, die Abspannung, welche lange eintönige Beschäftigung in übler Luft herbeiführt, durch sonntäglichen Aufenthalt im Freien und unter schattigen Bäumen einigermaßen zu beseitigen, ist in Mülhausen wenig die Rede. Die Stadt besitzt nur eine einzige öffentliche Anlage, den sogenannten „Tannwald,“ und der ist von den Quartieren, wo die Arbeiter wohnen, drei bis vier Kilometer entfernt, weshalb sie nicht oft dahin kommen. Nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Volkes der Proletarierstadt sieht man an Sonntagsnachmittagen durch das Villenquartier des Rebbergs zu ihm hinaufpilgern. Halbreife Burschen, schon mit einem „Schätle“ versehen, Ehepaare, bei welchen man den schwächlichen, verkümmerten Mann eher für den Sohn oder den jüngeren Bruder als für den Gatten der Frau halten möchte, er ein Kind auf dem Arme, sie eins unter dem Herzen, ein andres im Wagen hinter sich herziehend, so wandern sie weiter, um sich einmal für einige Stunden als Menschen zu fühlen, nachdem sie sechs Tage lang nicht viel mehr als die Maschinen gewesen sind, mit denen um die Wette sie sich keuchend und schwitzend abhasteten, um den Zugus der Kapitalisten, die ihnen Arbeit geben, und daneben ihr und der Ihrigen kärgliches Brot zu verdienen. Fürwahr, es ist ihnen nicht zu verübeln, wenn sie mit Neid und Bitterkeit auf die stattlichen Häuser und Gärten und auf die stolzen Equipagen jener Glücklichen blicken. Wenn sich auch der Unterschied zwischen Reich und Arm niemals völlig ausgleichen läßt, darf man ihnen wohl von Herzen wünschen, daß in dieser Richtung vonseiten der Regierung bald das geschehe, was im übrigen Deutschland möglich gewesen ist, um den Unterschied weniger fühlbar, die Last der Arbeiter leichter und ungefährlicher und ihre Zukunft sicherer und heller zu machen.